



Jake Schneider

Jiddische Zentren, jiddische Zukünfte

1926, vor achtundneunzig Jahren, veröffentlichte der jiddische Schriftsteller Dovid Bergelson den für die jiddische Literaturgeschichte bahnbrechenden Essay „Drei Zentren“.¹ Darin versucht der Autor, ein geografisches Rätsel zu lösen: Eine internationale, staatenlose Sprache hat keine offensichtliche Hauptstadt.

Es gab Millionen von Jiddischsprecher*innen von Riga bis Bukarest, von Warschau bis New York, von Jerusalem bis Buenos Aires – und alle waren sie von beliebteren Sprachen umgeben. Es gab Dutzende von jiddischen Zeitungen und Tausende von Büchern, die weltweit verbreitet wurden. Ein Lexikon jiddischer Schriftsteller*innen und Journalist*innen, das in jenem Jahr veröffentlicht wurde, umfasste vier Bände.² Von den vielen jüdischen Volkssprachen auf der ganzen Welt wie Ladino, Judäo-Arabisch oder Judäo-Tat³ war Jiddisch die bei weitem am meisten gesprochene Sprache. Sie war sicherlich viel lebendiger als Hebräisch, die Sprache der Synagoge.

Aber schon waren die jiddischen Schriftsteller*innen besorgt, dass ihre Sprache und ihre Literatur im neuen Zeitalter des Nationalstaates verloren waren. Die Frage nach dem wahren „Zentrum“ des Jiddischland war tatsächlich eine Frage nach seinem Schicksal. Wo war das Zentrum? Was war die Zukunft?

* * *

In Bergelsons Essay werden drei Möglichkeiten für dieses Zentrum in Erwägung gezogen: die USA mit etwa 4,2 Millionen Jüd*innen,⁴ Polen mit etwa 2,8 Millionen,⁵ und die Sowjetunion mit etwa 2,6 Millionen.⁶ Bei seiner Analyse geht es jedoch nicht um Statistiken. Es geht um Wirtschaft, Soziologie und Literatur. Er denkt über die verschiedenen Klassen und sozialen Gruppen in jedem der Länder nach: Ladenbesitzer*innen, Fabrikarbeiter*innen, Intellektuelle. Wer schreibt dort auf Jiddisch? Wer liest dort auf Jiddisch? Sind die jüdischen Erfahrungen an diesem Ort aktuell und interessant? Sind sie repräsentativ für die Vielfalt des

¹ Dovid Bergelson, „Dray tsentren“, *In shpan*, Vilna 1 (April 1926), S. 84–96. Auf Deutsch erhältlich als „Drei Zentren“, Übersetzung von Anne-Christin Saß in „...die Nacht hat uns verschluckt“: *Poesie und Prosa jüdischer Migrant*innen im Berlin der 1920er und 30er Jahre. Eine Anthologie*. Hrsg. von Ann-Christin Saß, Verena Dohrn und Britta Korkowski. Göttingen: Wallstein, 2018, S. 291–301. Auf Englisch erhältlich als „Three Centres (Characteristics)“, Übersetzung von Joseph Sherman in *David Bergelson: From Modernism to Socialist Realism*. Hrsg. von Joseph Sherman and Gennady Estraikh. London: Legenda, 2007, S. 347–356.

² Zalman Rejzen. *Leksikon fun der yidisher literatur, prese un filologye*. Wilna: B. Kletskin, 1926.

³ Weitere Informationen dazu: Jewish Language Project. <https://www.jewishlanguages.org>.

⁴ Stand: 1927. Linfield, H. S. „Jewish Population in the United States, 1927.“ *The American Jewish Year Book* 30 (1928), S. 101. <http://www.jstor.org/stable/23601486>.

⁵ Stand: 1921 „Poland: Poland from 1795 to 1939,” *YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe*. https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/Poland/Poland_from_1795_to_1939 (Zugriff: 23. März 2024)

⁶ Nach der sowjetischen Volkszählung von 1926. Siehe „Union of Soviet Socialist Republics,” *YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe*. https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/union_of_soviet_socialist_republics (Zugriff: 23. März 2024).

Menschseins? Für ihn muss ein echtes Zentrum sowohl „produktiv“ als auch relevant für das Leben der Leser*innen sein.

Da Bergelson erst unlängst zum Kommunismus konvertiert war, verweisen die Argumente seines Essays auf den goldenen Glanz der sowjetischen Utopie als Zentrum der Zukunft. Die Frage nach der Zukunft des Jiddischen ist nicht politisch neutral: Der Standpunkt hängt davon ab, was man in der Welt sehen möchte.

In diesem Fall waren Bergelsons Vorhersagen objektiv falsch, und das nicht nur wegen des Holocaust. Im August 1952 wurde er von der Sowjetunion im Rahmen einer Vernichtungsaktion gegen jüdische Schriftsteller*innen und Intellektuelle ermordet, die heute als die „Nacht der ermordeten jiddischen Dichter“ bekannt ist.

* * *

Ein offensichtlicher Ort fehlt in Bergelsons Essay: Berlin, die Stadt, in der er lebte. Während der Weimarer Republik wurden hier mindestens 360 jiddische Bücher veröffentlicht.⁷ Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts gab es 34 jiddische Zeitschriften,⁸ 55 Verlage und 35 Druckereien.⁹ Es gab jiddische Journalist*innen, Historiker*innen, Aktivist*innen und bald auch Gelehrte*innen, die eine jiddische Enzyklopädie erarbeiteten und ein jiddisches wissenschaftliches Institut gründeten.

1932 schrieb der jiddische Dichter Daniel Charney, dass Berlin „für einen jiddischen Schriftsteller die gleiche Anziehungskraft hat wie Paris für einen jüdischen Künstler. Ein Schriftsteller, der einen Namen hat, muss mindestens einmal nach Berlin kommen. ... Kurz gesagt, Berlin hat in den letzten zehn Jahren viel zur jiddischen Kultur und zur jiddischen Gemeinschaft [*gezelshaftlikhkeyt*] in unterschiedlichen Bereichen und in alle Richtungen beigetragen.“¹⁰ Laut Charney lebten 1928 mindestens 24 jiddische Schriftsteller*innen in Berlin und weitere 22 bereisten die Stadt.¹¹

Trotz allem sah Bergelson hier eindeutig keine Zukunft für das Jiddische. So „produktiv“ diese Szene auch war, so sehr war sie doch von den jiddischsprachigen Massen in Warschau oder New York isoliert. Diese Schriftsteller*innen in ihrem Café waren unverbesserlich „out of touch“, und vom Leben der Leser*innen, sogar von ihrer eigenen jüdischen Kindheit abgeschnitten. Wie sollten sie an einem solchen Ort große Literatur produzieren können? Was für ein „Zentrum“ war das?

* * *

Wie steht es heute um die Geografie des Jiddischland? Haben die Sprache und ihre Literatur noch eine Zukunft? Wenn ja, wo liegt ihr Zentrum? Unsere Analyse wird, wie die von Bergelson, davon bestimmt, was wir in der Welt sehen wollen. Meiner Meinung nach beginnen die Mängel in „Drei Zentren“ mit dem Titel. Genauso wie ein Bagel mit einem Zentrum kein Bagel ist, wäre Jiddisch mit einem Zentrum kein Jiddisch. Unsere Sprache ist von Natur aus diasporisch. Die jiddische Kultur ist extraterritorial, nirgendwo und überall, unaufhörlich wandernd und stets untereinander im Austausch. Diese diasporische Dezentralität hat ihr Überleben gesichert, selbst als die repressiven Kräfte des Nationalismus sie an so vielen bestimmten Orten dezimiert haben. Jiddisch widersetzt sich dem Mythos eines Nationalstaates mit einer

⁷ Maria Kühn-Ludewig. *Jiddische Bücher aus Berlin (1918–1938)*. Zweite Ausgabe. Nümbrecht: Kirsch, 2010.

⁸ Marion Neiss. *Presse im Transit. Jiddische Zeitungen und Zeitschriften in Berlin von 1919 bis 1925*. Berlin: Metropol, 2002. S. 221f.

⁹ Kühn-Ludewig, a.a.O., S. 176.

¹⁰ Daniel Charney. „Dos yidische berlin (abisl informatsye),“ *Literarische Bleter*, Warschau, 13. Mai 1932, S. 312–13.

¹¹ Ibid. Ich habe die Namen auf der Liste eigens gezählt.

einheitlichen nationalen Kultur: Es war immer eine Sprache unter vielen. Deshalb möchte ich nicht nach den geografischen Zentren des Jiddischen von heute und morgen suchen, sondern vielmehr über die verschiedenen verstreuten Netzwerke sprechen. Meines Erachtens gibt es zwei internationale Hauptnetzwerke, die die jiddische Sprache heute aufrechterhalten:

1. Das erste ist das **religiöse Netzwerk**, das hauptsächlich aus den chassidischen Gemeinden an Orten wie New York, London, Antwerpen und Jerusalem besteht. Hier ist Jiddisch eine Sprache des Alltags, Teil eines allumfassenden Lebensstils und Glaubenssystems.
2. Das zweite ist das viel kleinere und zumeist säkulare **Bildungsnetzwerk**, das an Universitäten und anderen Bildungseinrichtungen für Sprachunterricht und Wissenschaft, aber auch im Internet zu finden ist. Hier ist Jiddisch ein Studiengegenstand, der sich auf die jüdische Vergangenheit konzentriert. Im Alltag werden aber andere Sprachen gesprochen.

Keines dieser Netzwerke ist allein in der Lage, eine neue Generation jiddischer Literatur zu fördern. Das religiöse Netzwerk konzentriert sich auf die Religion, die im traditionellen Judentum mit dem Hebräischen verbunden ist. Obwohl es in diesem Netzwerk jiddische Schriftsteller*innen gibt, sind sie von einem Großteil unseres gemeinsamen kulturellen Erbes, einschließlich der säkularen Literatur, abgeschnitten. Was sie schreiben, ist hauptsächlich für andere Menschen aus diesen spezifischen Gemeinden relevant.

Das Bildungsnetzwerk konzentriert sich auf die Sprache und Kultur einer immer weiter zurückliegenden Vergangenheit, die für die Probleme der Gegenwart nicht immer relevant zu sein scheint. Abgesehen von der Fülle an wissenschaftlichen Arbeiten, Übersetzungen und Neubearbeitungen mangelt es an einer neuen jiddischen Kulturproduktion. Nach dem Erlernen der Sprache als Erwachsene*r hat man wenig Gelegenheit, diese zu sprechen. Und eine von Purismus und Perfektionismus geprägte Atmosphäre lässt sie noch mehr zögern, in dieser Sprache zu schreiben.

Beide Netzwerke bringen mehr Jiddischsprecher*innen hervor, als sie beherbergen können. Nicht jede*r, der im religiösen Netzwerk aufgewachsen ist, wird sein Leben lang religiös bleiben, und nicht jede*r, der Jiddisch im Unterricht lernt, wird Forscher*in. Heute verwenden die meisten Menschen, die einst diesen Netzwerken angehörten, die Sprache nicht aktiv. Wenn wir also eine tragfähige Zukunft für Jiddisch aufbauen wollen, müssen wir uns auch auf das dritte, **kreative Netzwerk** von Menschen konzentrieren, die aus den ersten beiden Netzwerken hervorgegangen sind. Wir müssen Gemeinschaften aufbauen, in denen Menschen nicht nur Jiddisch lernen, sondern es auch sprechen, nicht nur lesen, singen oder studieren, sondern auch auf Jiddisch schreiben. Gemeinschaften, in denen Menschen willkommen sind, die bisher marginalisiert waren – Frauen, queere und trans* Menschen, Häretiker*innen, Aktivist*innen. Gemeinschaften von Menschen, die sich mit ihrem Erbe und ihrer Geschichte auf ihre eigene Art und Weise auseinandersetzen. Gemeinschaften, deren Mitglieder sich wohl fühlen, zu experimentieren und Fehler zu machen, deren sprachliche Kreativität sich gegenseitig inspiriert. Dies wird zu mehr und besserer Kunst führen, die für unser heutiges Leben relevant ist.

* * *

Im Jahr 2024 ist die jiddische Gemeinschaft in Berlin immer noch „out of touch“: geografisch isoliert von den religiösen Enklaven und akademischen Einrichtungen der ersten beiden Netzwerke. Doch diese kreative Isolation ist höchst produktiv. Diejenigen von uns, die hier leben und meist jung sind, fühlen sich wie Kinder auf einem Spielplatz, ohne Erwachsene, die aufpassen. Wir haben Spaß. Die Sängerin Sasha Lurje nennt das „Guerilla-Energie“.

Die Gruppe Shtetl Berlin veranstaltet Klezmer-Jamsessions, jiddische Singalongs und musikalische Picknicks im Park, zusätzlich zu ihrem jährlichen Festival Ende dieses Monats. Die Gruppe Yiddish.Berlin – ein freies Kollektiv ohne offizielle Titel, Meetings oder Budget – organisiert Ausstellungen, Lesungen alter und neuer jiddischer Poesie, Konzerte, Filmvorführungen, Vorträge, Buchgespräche, eine Tanzparty mit Drag-Performances und vieles mehr. Jeden Sonntag trifft sich ein Lesekreis, um Gedichte von Avrom Nokhem Stencl – eines Berliner jiddischen Dichter der Vergangenheit – zu diskutieren, dessen Werk sie in vier Sprachen übersetzen. Jeden zweiten Montag trifft sich ein Schreibkreis, um sich über die eigene jiddische Lyrik der Gegenwart auszutauschen. An zwei Abenden im Monat trifft sich der Stammtisch Shmues un Vayn in einer Bar, um sich ausschließlich auf Jiddisch zu unterhalten. Nach fünfzig dieser Treffen hat der Stammtisch mehr als hundert Mitglieder. Es gibt sogar eine neue lokale jiddische Bibliothek, die „Berliner Kofferbibliothek“. Sie hat keine zentralen Regale: Die Bücher wandern von einer Wohnung zur nächsten. Die jiddische Literatur lebt in unseren Wohnungen.

Berlin mag zwar kein „Zentrum“ sein, aber es ist eine sehr produktive Gemeinschaft innerhalb eines globalen kreativen Netzwerks. Und die Zukunft des Jiddischen ist nicht unbedingt hier zu finden: Zweifelsohne wird unsere Kultur unaufhörlich weiterwandern. Da das Jiddischland jedoch stets untereinander im Austausch ist, werden kreative Impulse von hier oder anderswo ein weltweites Vermächtnis hinterlassen.

In anderen Worten: Die meisten von uns sind woanders geboren, und die meisten von uns werden woanders sterben. Doch Jiddisch wird weiterleben, und die Guerilla-Energie, die sich in dieser Stadt sammelt, wird weiterfließen. Berlin wird wieder „viel zur jiddischen Kultur und zur jiddischen Gemeinschaft in verschiedenen Bereichen und in allen Richtungen beitragen“. ¹²

Wo immer wir leben, sollten wir eine kreative Gemeinschaft aufbauen. Das ist meiner Meinung nach die wahre *roshtshine*, der wahre „Sauerteig der jiddischen Literatur“, um eine Formulierung aus dem Essay von Dovid Bergelson aufzunehmen. ¹³ Kneten wir an diesem Teig weiter. Backen wir neue, dezentralisierte Bagels.

Aus dem Englischen von Joey Bahlsen

JAKE SCHNEIDER für PARATAXE © 2024

¹² Charney, a.a.O.

¹³ Bergelson, a.a.O., S. 95. In der deutschen Übersetzung S. 300. Der Autor würde meine Prioritäten stark ablehnen.